



Abend,

Zeitung.

11.

Montag, am 13. Januar 1840.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Sell).

An den Herrn Herausgeber der Abend-
Zeitung.

Warmen Dank, mein sehr hochgeehrter Freund! für die ermunternden Aeußerungen Ihres Schreibens über mich und meine „Darstellungen!“ Aber wird das Publikum den alten Revenant auch so freundlich aufnehmen? — der schon beinahe ein halbes Jahrhundert zurück, mehr darnach strebte, wahr zu sprechen, als zu gefallen, und diese Unart noch nicht abgelegt hat.

Zum Glück mache ich keine großen Ansprüche. Durch einen Vorgang dessen Veranlassung, ja, dessen Vorwand ich noch jetzt nach einem Jahre nicht kenne, plötzlich in einer nützlichen Thätigkeit unterbrochen, die ich seit eilf Jahren geübt und bis zu meinem, dem 70jährigen wohl nahen Grabe zu üben hoffte, kehrte ich zu den Erinnerungen aus frühern, längst fast spurlos verschwundenen Zeiten zurück. Indem ich sie sichtet und vervollständigte, schien es mir, mancher Zug aus denselben könne als unbefangener Beitrag zur Kenntniß jener Zeiten, interessieren, auch wohl nützlich seyn. Ist es doch nur zu offenbar, daß Viele der lautesten literarischen Sprecher der Gegenwart von der wichtigen literarischen Periode in den letzten Jahren des vorigen, und den ersten des jetzigen Jahrhunderts, sehr wenig richtige Ansichten haben, sie fast nicht kennen!

So sing ich an, diese „Darstellungen“ für den Druck zu ordnen. Der erste Band — ach! durch eine Unzahl der sinnverdrehesten Druckfehler entstellt! — mußte von

meiner Jugendbildung erzählen und von meinem Vaterlande. — Der zweite spricht von — oder richtiger, aus — Leipzig, Jena, Weimar, Dresden, den Hansestädten, Kopenhagen und Andern und giebt, statt der Bildnisse, charakteristische Briefe vieler Berühmten. — Mit dem dritten werd' ich zu Berlin in das literarische Tagesleben Deutschland's treten.

Ich lege Ihnen hier einige leichte Bruchstücke, Anekdoten aus dem zweiten Bande bei, dessen Druck bald anfangen wird. Vielleicht können Sie davon für Ihr Blatt Gebrauch machen. Wenn nur das Nil admirari, das bei mir immer nicht Grundsatz, sondern Naturfehler war, meinen Lesern nicht Anstoß giebt! Ich pflegte nie zu blinzeln oder die Augen zuzudrücken, wenn ich Etwas sehen wollte, und so sah ich denn oft Vieles ganz anders, als Andre; wohl auch Manches, was ich nicht sehen sollte. — Nun; meine Erzählungen sind ja uralt, aus den Tagen vor der — französischen — Sündfluth. Vogue la galère. Dr. G. Merkel.

Anekdoten aus dem zweiten Bande der
„Darstellungen und Charakteristiken von
Dr. G. Merkel.“

Aus Leipzig, im Juli 1796. — „Nichts für ungut, lieber Seume!“ sagte ich eines Tages; „die medizinische Fakultät Ihrer hochberühmten Universität scheint mir am Marasmus senilis zu leiden. Ich habe nun die Professorenschau durch viele Hörsäle fortgesetzt, und fast

in jedem einen berühmten Mann auf dem Katheder gefunden, dessen Vortrag, mir wenigstens, weder anziehend noch unterrichtend war. Ein akademisches Klinikum giebt es nicht. Ihr botanischer Garten ist zehn Schritt breit und zwanzig lang. In dem dunkeln Saale des Paulinums, wo über Anatomie gelesen wird, trug der Famulus gestern auf einem Brete den linken Schenkel einer alten Frauensperson herum —“

Seume schüttelte verdrießlich den Kopf und murzte in jener sonderbaren Weise, deren sich Alle, die ihn näher gekannt haben, erinnern werden. Er war, schon ehe die Hessen ihn nach Amerika schleppten, magister noster gewesen, wenn ich nicht irre, und hatte das freundliche Leipzig sehr lieb; viel lieber als Leipzig ihn, ehe er starb. „Gehen Sie zu unsern Juristen,“ sagte er, „und besonders zu unsern Philologen, wenn Sie Leipzig's Glanz kennen lernen wollen.“ — „Lieber in's Rosenthal!“ antwortete ich. „Jene Herren und ich, wir haben einander Nichts zu sagen. Medizin studire ich.“ — „Kommen Sie mit!“ sagte Seume. Wir gingen in ein großes Haus, in das sich so eben viele Personen, Studenten und Andre, hineindrängten. Wir kamen an eine Thüre, vor der ein alter Mann mit einer Perücke stand. „Guten Morgen, Herr Magister!“ sagte Seume. „Wir wollen hospitiren.“ Auch der Famulus war Magister! Das schien viel versprechend. „Treten Sie ein,“ sprach er freundlich und verschaffte uns noch ein Paar Stühle, wiewohl in der letzten der vielen Stuhlreihen, die hier standen und schon besetzt waren, indeß längs den Wänden des hellen, schön gemalten Saales noch viele Menschen stehend lauschten. „Wo sind wir?“ fragte ich. „In einem medizinischen Hörsaale;“ antwortete Seume. Indem trat ein schon bejahrter, aber elegant gekleideter Mann, mit einem bedeutenden Gesicht, aus einem Seitenkabinet und ging, rechts und links grüßend, zu dem mahagoni-farbenen Katheder. Hier legte er einige Blättchen vor sich hin, zog in Gold gefasste Augengläser hervor, blickte ein paar Mal auf die Papiere und fing nun einen so beredten und geistvollen Vortrag an, daß alle Zuhörer, auch ich, in lautloser Stille an seinen Lippen hingen. Besonders reich war er an meistens recht witzigen Ausfällen gegen die Kant'sche Philosophie. Endlich schlug die Uhr. Er schob seine Blättchen zusammen, steckte seine Augengläser ein und kehrte wieder grüßend in's Kabinet zurück, das aber offen blieb. Ich konnte mir nicht versagen, hinein zu blicken. Es war leer und ich ging hinein. Ich fand es sehr elegant meublirt, mit seidnem Sopha, Spiegeln, Kupferstichen. Eins dieser letzten zeigte eine große Cule, die mit einer Brille auf

dem Schnabel, neben einer brennenden Lampe in ein offenes Buch blickte. Unter oder über ihr hing Kant's Bildniß. Der Anblick und die Nachbarschaft machte lachen, aber ich gestehe, daß ich den Sinn des satyrischen Einfalles nie habe völlig heraus bringen können. Daß Kant den Vogel der Weisheit durch Brille und Lampe — d. i. Vorurtheil und Pedanterie — geblendet habe, wäre doch wahrlich ein allzu wenig passender Vorwurf, da die kritische Philosophie gerade das Ziel hatte, Blende- werke, die man für Weisheit hielt, zu zerstören, — jene Brille zu zerschlagen und jene Lampe auszulöschen. Ich erfuhr später, dieß Kabinet sey für Damen und vornehme Durchreisende bestimmt, die der Ruhm der Beredsamkeit und des Witzes, den der Professor besaß, nicht selten bewege, einmal bei ihm zu hospitiren. Jetzt ist sein Ruhm vergessen und auch die kritische Philosophie so sehr aus der Mode gekommen, als ein Gewand der Wahrheit es kann. Sie selber — lebt.

Beim Herausgehen rief Seume mir zu: „Nicht wahr, Platner liest vortrefflich?“ — „Hinreißend!“ antwortete ich. „Aber worüber laß er denn eigentlich?“ — „Nun, über medizinische Anthropologie.“ — „So, so! Ich habe nichts Medizinisches bemerkt. Ich gehe nach Jena, um Eoder und Pufeland zu hören.“

Uebrigens erinnerte mich Platner's Philosophie, oder vielmehr sein Philosophiren, an die Tummeler, denen ich während meiner Seereise oft lange mit Vergnügen zusah. Ihr Element freilich ist das Meer, aber sie treiben ihr ergötzliches Spiel nur auf der Oberfläche desselben. Auch die plattesten Kantianer waren gründlicher, aber sie tauchten nur mit dem Kraken-Kamm, an den sie sich festgezogen wie Auster und Steinsauger, bis zum Grunde.

Besonders interessant war mir das Verhältniß der Universität und der Gelehrten zu dem Handelsstande in Leipzig. Ich freute mich zu bemerken, daß beide Klassen in einander zu fließen schienen. Die Professoren nahmen an allen gesellschaftliche Veranstaltungen gleich lebhaften Antheil als die Kaufleute und hatten selbst für die städtischen Verwaltungs-Angelegenheiten rege Theilnahme; der Handelsstand wiederum, in dem es zu Leipzig mehr wissenschaftlich Gebildete gab, als ich später in irgend einer andern Handelsstadt fand, behandelte die Gelehrten weder mit scheuer Zurückhaltung, noch mit einer vornehmen Beschüzermiene. Freilich gab es unter den Professoren reiche Männer und Einige besaßen Rittergüter in der Nähe der Stadt. Selbst die schönen Geister, sonst die ungefügigsten gegen die Forderungen

der bürgerlichen Gesellschaft und daher meistens in schlimmer Lage, befanden sich, wenigstens die ältern, in Leipzig sehr wohl und standen häufig in bürgerlichen Geschäften und Ehren. Daß ein geistreicher Dichter erster Bürgermeister war, Kriegsrath Müller, hab' ich schon angeführt. Den berühmten Verfasser des Kinderfreundes, der Amazonenlieder u. s. w., Weisse, fand ich bei meinem ersten Besuche in der Steuer-Expedition hinter großen Folianten voll Zahlen. Bei dem ersten Einkaufe, den ich in einem Schnittwaaren-Laden machte, war es einer der beliebtesten deutschen Lustspiel-Dichter, der mir die Zeuge vorlegte und meinen Kauf zumaf: Breßner. Genug: die Autoritäten in Stadt und Staat hielten die dichterischen Köpfe nicht unfähig zu ernstern Geschäften, und die Poeten glaubten nicht, ihren Geistesberuf herab zu würdigen, wenn sie ihn mit bürgerlicher Nützlichkeit in Verbindung brachten. Beides ist lange nicht so alltäglich, als es vernünftig ist.

In einem schönen, parkähnlichen Garten vor den Thoren Leipzigs, der anständigen Besuchern offen stand, schrieb ich die ersten Abschnitte meiner „Rückkehr in's Vaterland“, des Büchleins, das 1798 in Kopenhagen zuerst verlegt wurde, von dem Wieland in einem Privatschreiben an Böttiger (siehe literarische Zustände, Band 2) sagte, daß es, ohne Nachahmung von Yoricks sentimental journey zu seyn, das einzige Gegenstück dieses Lieblingsbuches aller Leute von Gefühl, Geschmack und Geiste sey u. s. w., — das 1808 in Riga zum zweiten Mal verlegt und 1839 in St. Petersburg verboten wurde. — In der Stadt selbst konnte ich, an das Land gewöhnt, nicht mit freiem Geiste arbeiten. Ich hatte mir einen etwas hohlen Baum aufgesucht, in dem ich mein Dintenglas und Feder versteckte, und ging bei schönem Wetter in heiterer Stimmung hin, in einer Laube zu schreiben. Ich konnte es ungestört: der Garten wurde fast gar nicht besucht. Eines Tages indes schlich ein ziemlich bejahrter, kränklich aussehender Mann in die Laube. Er schien überrascht, mich darin zu finden, grüßte mich indes sehr höflich, und bat sogar, indem er sich mir gegenüber setzte, um Verzeihung, daß er mich störe: aber er sey gar zu ermüdet. Ich antwortete, wie es sich ziemte, und es entspann sich ein Gespräch zwischen uns. Ich äußerte meine Verwunderung, daß der Garten so wenig besucht wurde und pries die Schönheiten desselben. Er schien es mit Vergnügen zu hören, stimmte aber nicht mit ein. Ich schloß daraus, daß er den Garten zum ersten Male besuchte, und da er aufstand, erbot

ich mich, ihm die reizendsten Parteen zu zeigen. Er ließ sich führen und hörte meine Lobsprüche mit gefälliger Aufmerksamkeit an; endlich aber sagte er: „Jetzt will ich nach jener Seite gehen und nachsehen, was meine Arbeiter heute gemacht haben.“ — „Ihre Arbeiter?“ rief ich. — „Ja,“ sagte er, „ich bin der Besitzer des Gartens.“ Die Mystifikation, die ich mir selbst bereitet hatte, verdroß mich anfangs; bald aber erwiderte ich lachend: „Der Eigenthümer mögen Sie seyn: der Besitzer bin ich.“ — „Wie so?“ — „Ich benutze den Garten seit mehreren Wochen; Sie aber habe ich noch nie das Vergnügen gehabt darin zu sehen. Es ist, als hätten Sie eine schöne Gemahlin, die Sie vernachlässigten, und ich wäre ihr Geliebter.“ — „Nun,“ sagte er; „da Sie der Besitzer sind: morgen ist der Zahlungstag, ich werde die Arbeiter zu Ihnen senden.“ — „Um Verzeihung!“ entgegnete ich; „mit Puß versehen und Equipage, müssen Sie Ihre Frau Gemahlin selbst, da sie Ihren Namen führt.“ — Der alte Mann ging auf meinen Scherz lachend mit einer Gewandtheit ein, die ich ihm gar nicht zugetraut hätte, und als ich beim Hinausgehen ihn bat, mich bald wieder mit seinem Besuche zu beehren, versprach er verbindlichst, die Erlaubniß zu benutzen. Ich habe indes weder ihn, noch seinen Garten und mein Dintenglas wieder gesehen. Am folgenden Tage fing die Michaelsmesse an, und da ich zu spät zur Ostermesse gekommen war, beschäftigte mich jene bis zu meiner Abreise nach Jena zu sehr, um wieder in den Garten zu kommen.

Es ist so selten, ernste, besonders ältliche Männer zu finden, die nach dem gewöhnlichen Ausdrucke Spaß verstehen, und ihn gefällig fortspinnen, daß mir der Vorgang psychologisch merkwürdig schien. Mir ist nur ein einziger ähnlicher vorgekommen, mit dem berühmten Arzt Heim in Berlin, und ich will ihn erzählen ic.

(Beschluß folgt.)

G a r t e n l u s t.

Inskrift einer Dichterbibliothek. An G.

In Dichtergartens weiten Räumen
Ergehe Dich zur freien Stunde!
Vom Blumenbeet, von Blüthenbäumen,
Von Farbe, Form und Duft nimm Kunde.
Befreunde Dich dem Edlen, Großen;
Und wirst Du, wo man Kränze flicht,
Auf Nessel, Solch und Schierling stoßen —
Sprich: Gift und Unkraut reizt mich nicht!
Trautshold.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz = Nachrichten.

Aus Mainz.

(Fortsetzung.)

Um der jetzigen, hiesigen Bühne, in ihrem getrennten Verhältnisse von der Wiesbadener Bühne, Bestand und Dauer zu geben, ist vielfach die Rede von einem Sommertheater. Ich habe mich in einem hiesigen Lokalblatte kürzlich weitläufiger über diesen Punkt ausgesprochen, und theile Ihnen folgendes aus jenem Aufsatze mit. — Alle Geschöpfe der Natur leben auf in den heiteren Sommermonaten, und jauchzen dem freundlichen Himmel entgegen. Nur eine Klasse von Geschöpfen giebt es, denen jene Gunst der Natur nicht behagt, und die der schönen Jahreszeit gar gerne ein „Lebewohl“ nachrufen — ich meine die Directoren von Privatbühnen. Wie eine schwere Last drückt das heitere Gesicht des Himmels auf ihre Brust, und erst gegen den Herbst hin beginnen diese gequälten Geschöpfe aufzuathmen. Die drei Sommermonate — das ist der trübe Zauber, der diesen Leuten den Schlummer von den Wimpern jagt! Daß sich die hiesige Direction in gleicher Lage befindet, wer möchte daran zweifeln! Diese Angelegenheit wird bald eine Lebensfrage unserer Bühne werden, und sie verdient die ernsteste Beachtung. Als erster und vorzüglicher Grundsatz muß angenommen werden, daß die hiesige Population nach ihren intelligenten und materiellen Mitteln fähig und würdig ist, eine gute Bühne zu haben; ferner, daß eine Bühne dieser Art eben so heilsam und ersprießlich auf die Bevölkerung zurückwirkt, wie jedes andere unabweisbar nöthige und durchaus nützliche, städtische Institut. Die Bühne ist für den gebildeten Menschen eben so wenig ein Luxus, als jede andere, höhere Lehranstalt. Man könnte unter Umständen beide entbehren, und am Ende genügte für das gewöhnliche Leben eine Bildung, die nicht über die Anfänge des menschlichen Wissens hinausreicht. Der edlere Sinn einer Bevölkerung aber verschmäht diese Genügsamkeit; ihr ist eine gute Anregung von der Bühne herab eben so schätzbar, als von jedem andern Orte; sie wird eben um so wirksamer, als die Anregungen und Belehrungen der Bühne freundlicher und nicht in dem Magistertone vorgetragen werden. — Nun ist aber unläugbar mit der Trennung der Wiesbadener und Mainzer Bühne für die letztere ein kritischer Wendepunkt herbeigeführt, der, je nach den Umständen, eben so gut ein Glück wie ein Unglück für die hiesigen Bühnenverhältnisse werden kann. Ein Glück wird die Trennung seyn, wenn unsere Bühne dadurch in die Lage kommt, in ein stehendes Theater sich umzuwandeln, das Bagirende von Ort zu Ort, das Wechselnde von Mitglied zu Mitglied abzustreifen, und sich nach und nach ganz dem Wunsche und dem Bildungsgrade der Bevölkerung zu accommodiren. Ein Unglück wird die Trennung seyn, wenn die Direction mit schwerem Herzen gezwungen ist, im Sommer mit ihrer Schaar auszuwandern, ihr Heil in der Ferne zu suchen, und alle jene Fatalitäten hinzunehmen, die mit einer unsteten Theater-Unternehmung in Verbindung stehen. In diesem Falle werden wir uns daran gewöhnen müssen, auf ächte Kunstentfaltungen zu verzichten, unsere Bühne wird in die Kategorie reisender Truppen versinken, wir werden artige neue Gesichter, aber auch neue Talentlosigkeit sehen, und die Musen werden trauern über die Barbarei in ihrem Heiligthume, und diese Sünde wird sich nur zu bald an dem hinsiechenden Kunstgeschmacke rächen. Was ist zu thun, um unsere Bevölkerung vor dieser Beleidigung zu schützen, und uns zugleich ein Bühneninstitut der

besseren Gattung zu retten? Die Antwort ist kurz: „Wir müssen uns an die Idee eines Sommertheaters gewöhnen. So schwül diese Idee uns entgegentritt, es bleibt keine Wahl, wir müssen sie aufnehmen. Das Spaziergehen und Particemachen im Sommer ist eine schöne Sache, aber die Kunst auch, die Ehre der Vaterstadt auch, die Bildung auch. Die vielen Städte des südlichen Deutschland's, die uns an intelligenten und materiellen Mitteln gleich stehen, haben auch eine schöne Natur, aber sie haben auch ein Sommertheater. Sollen diese uns ewig zurufen: „In dieser freundlichen, wohlhabenden, gebildeten Güttenbergstadt ist man nicht im Stande, für die Dauer ein ordentliches Bühnen-Institut zu erhalten!“ — Allein wie ist die Sache anzufangen? Ja, das ist die Frage, die keinen gebildeten Mainzer unberührt lassen sollte. Es ist erwiesen, daß eine Bühne von der Qualität der jetzigen, die jeden Billigkenden befriedigen muß, neun Monate des Jahres Garantie des Bestehens giebt, und zwar einzig und allein durch die regelmäßigen Einnahmen, die bei dem hochgesteigerten, hiesigen Theatersinn zu erzielen sind. Das ganze Räthsel besteht somit darin, dahin zu trachten, daß noch etwa eine Summe von 10 bis 12000 Franken aufgeboten würde, die in der dürren Jahreszeit, wenn die Sonne am empfindlichsten in die Kasse der Direction einbrennt, derselben zur Verfügung gestellt werden. Diese Summa, theils von der städtischen Behörde, theils von den Abonnenten (für ein Sommer-Abonnement) gegeben, ist leicht und einfach zusammen zu bringen, und soll ein stehendes Theater festen Fuß fassen, so muß sie rasch und bald zusammen gebracht werden. Keine fürstliche Kasse steuert zu unserer Bühne einen Pfennig bei; um so ehrenvoller ist es, das schöne, auf sich zurückgewiesene Institut in keinem Falle sinken zu lassen. —

(Beschluß folgt.)

Weimar, Monat December 1839.

Briefauszug.

— Zum Schlusse, wie gewöhnlich, mögen einige Notamina über das hiesige Leben folgen. — So eben komme ich aus der recht wohldurchgeführten Wiederholung von Grillparzer's Lustspiel: „Weh' dem, der lügt!“ — Der ersten Aufführung hatte ich nicht beigewohnt, das Referat nach Anschauung der Wiederholung zugesagt. Ich bin also in den Stand gesetzt, mich folgendermaßen darüber auszusprechen. — Grillparzer leuchtet im ganzen Stücke vor. Wir wollen es, — den Titel: „Lustspiel,“ im Auge behaltend, — nicht barock nennen, aber eigentümlich ist es wohl, jedoch ein Lustspiel nicht. — Eine wohlausgearbeitete Satyre, in der des Wises Funken auf höchst geniale Weise spielen, die aber, deutsch heraus gesagt, unsere gute, deutsche Ehrlichkeit eben nicht sehr patronisiren. — Wir sind die Wilden; die Franken, die alles Geltenden. Unsere Wildheit findet den Bezwinger in der Kochkunst, wieder auf gut deutsch: in dem was den Schnabel labt. — Das moralische Prinzip, durch den Bischof gepredigt, trägt den Sieg nicht davon, denn der Schüler sündigt bei allem guten Willen, dennoch immer dagegen. — Indes ist es eine Novität, die das Prädikat „Original,“ vollkommen verdient. Die beiden Charakter: Graf Rattveld und Gelomit, von Engst und Franke vortrefflich verlebendigt, sind lebendige, neugeschaffene Charakter. — Allen Uebri-gen ungeheucheltos Lob in Darstellung ihrer Rollen.

(Fortsetzung folgt.)